

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1899)
Heft: 1

Artikel: Chinesische Eigentümlichkeiten
Autor: Flad, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Chinesische Eigentümlichkeiten.

Von Miss. J. Flad.

Gar vieles ist bei dem »schwarzhaarigen Volke des Reiches der Mitte« ganz anders als bei uns »Menschen der westlichen Meere«. Zwar gehen die 400 Millionen Chinesen auch nicht auf den Händen und stellen sich nicht auf den Kopf, und in Schlafen und Wachen sieht man sie vor uns »Westländern« nichts Besonderes thun, ausser dass sie auf harten Brettern, auf einer Binsenmatte und auf Stroh schlafen, dass sie ihre Kopfkissen oft mit Spreu füllen, und aus Holz, Leder oder des etwas verfertigen. Daher es ihnen auch als gar nichts Besonderes deucht, dass Jakob zu Bethel »einen Stein des Orts nahm und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an demselben Orte schlafen«, wie 1. Mose 28 geschrieben stehet. Ebenso sind die »Chinesenmenschen« auch keineswegs dumm zu nennen, sondern es gibt und hat unter ihnen eine stattliche Anzahl hochbegabter Männer und Frauen gegeben. Hat doch jemand zu sagen gewagt: »in China findet man deshalb keine Juden, weil ein Chinese geriebener ist als neun Söhne Israels.« Damit soll aber nicht gesagt sein, dass »unter dem chinesischen Himmel Leute von der Sonne alt gebrannt werden.« Es gibt auch da solche, die »vier Teile Gescheidtheit und sechs Teile Dummheit« haben und die der chinesische Volksmund »älterer Bruder der Gans« benennt.

Tüchtige Kaiser und gute Staatseinrichtungen, blühende Felder und lachende Landschaften, die sich wie die hängenden Gärten der Semiramis ausnehmen, kannte man in China schon 2000 Jahre v. Chr., als in Deutschland noch weit und breit Urwald war und unsere Vorfahren auf Pfahlbauten oder in Höhlen ihr »kaltes« Dasein fristeten, meist von der Jagd lebten und sich auf die Bärenhaut legten, wie die noch übrig gebliebenen Rothäute Nordamerikas bis auf den heutigen Tag. Und während die Cimbern und Teutonen, die Sueven und Rauraker, oder wie die Volksstämme der Germanen alle heissen, halb-nackt und in Tierfelle gehüllt, einhergingen, verfertigte man unter der »himmlischen Dynastie« schon feine Seidenstoffe, in denen die vornehmen chinesischen Männlein und Fräulein gar selbstbewusst

und graziös einherstolzierten, gerade so wie sie es heute noch treiben und üben. Zerreisst nun ein solcher »Goldknabe« oder »Edelsteinmädchen« sein »Stück Rock« oder ihre »Länge Hosen«, so setzt der »Kleidermachermeister« oder die Frau Mama den Fleck stets von *aussen* auf das Loch.

Auch kann der »fremde Mensch« anfangs das männliche und weibliche Geschlecht nur schwer von einander unterscheiden und man wird gar oft an jene lateinische Regel erinnert: »communis ist was einen Mann und eine Frau bedeuten kann«, denn bei den Chinesen ist kein solch gewaltiger Unterschied in der Kleidung von Männern und Frauen. Tragen doch auch letztere Hosen und Röcke, die sich zumal bei den ärmeren Volksklassen nur durch ihre grössere Länge und einen etwas anderen Schnitt von denen der Männer unterscheiden. Wir haben in unsern Kleidern vorn und hinten, oben und unten überall Taschen, in einem chinesischen Anzug dagegen suchen wir auch eine Tasche vergeblich. Als Ersatz dafür besitzt der Chinese seine langen weiten Aermel, in denen erstaunlich viel Platz hat und woselbst manches versteckt wird, das von Rechts wegen eigentlich nicht hineingehören würde. Kommt dann etwa ein solcher Chinesenherr »deine Grashütte zu erleuchten« und dir »das Licht zu vermehren«, so wirst du wohl daran thun, ein wachsames Auge auf seine langen Aermel, Fingernägel und Finger zu haben, sonst möchtest du bald nachher die unangenehme Entdeckung machen, es sei dir etwas Wertvolles abhanden gekommen. Von wegen dieser langen Aermel gebrauchen auch im »grossen Osten« weder Herren noch Damen nicht Handschuhe noch Muff, sintemal ja die Aermel selbst über die zolllangen Fingernägel hinausreichen, so dass man solche samt Fächer und »Handtuch« und was man etwa sonst noch gebraucht, recht gut darin unterbringen kann.

Im »grossen Westen« findet man verhältnismässig bei wenig Damen Armschmuck, dagegen schmückt sich jede Chinesenfrau, und sollte sie »arm bis zum Sterben« sein, mit silbernen Armspangen, die sie auch bei der geringsten Arbeit anbehält und die ihr erst abgezogen werden, »wenn sie keinen Atem mehr in der Nase hat«, denn solche sind das Erkennungszeichen und Merkmal einer unbescholtenen Frau. Hat sie sich dagegen in irgend einer Weise vergangen, so wird sie zum Zeichen ihrer Entehrung ihres »Arm- und Kopfschmuckes beraubt«. Nicht selten trifft man auch Männer, die sich mit Armringen zieren, und auch breite silberne Fingerringe sind nach chinesischer Sitte bei Männern und Frauen zu sehen.

Während wir unsere aus Leder gefertigten Schuhe schwarz anstreichen, bemalt der Chinese die sehr dicken Sohlen seiner meist aus Zeugstoff hergestellten Schuhe mit einer weissen Farbe, da man mit ihnen ja nur Staat macht und sie bloss bei schönem Wetter anzieht. Wird man unterwegs plötzlich vom Regen überfallen, so zieht man Schuhe und Strümpfe schleunigst aus und wandert mit den entblössten braunen Füssen weiter. Die Strümpfe sind aber nicht etwa aus Wolle oder Baumwolle gestrickt, sondern aus Leinwandlappen zusammengenäht. Auch werden die Schuhe nicht nach dem Fuss gemacht zu möglichst bequemem Marschieren, sondern sie würden weit eher zu Büssungen und Wallfahrten taugen, daher das Sprichwort: »es gibt auf dieser Welt keine Schuhe, die einem genau passen«, und der Ausspruch des Mencius, dass wenn ein Schuhmacher auch keine exakten Schuhe herstelle, er sie doch nicht wie Körbe mache.

Nach guter chinesischer Sitte ist es nicht ratsam, dass Mann und Frau es offenbar werden lassen, wie sie einander lieben. Das muss möglichst geheim gehalten werden. Dagegen ist es keine Seltenheit, dass der »Hausstrenge« sein »altes Weib« prügelt und mehr als eine Chinesenfrau findet das in der Ordnung, wie z. B. jene, die zu mir auf mein »Schreibzeichenzimmer« (Studierzimmer) kam und mit ihrer »handvoll Mund« mit einem gewandten »Maultalent« ihren Mann hart verklagte, dass er ihr schon einigemal »sieben Teile Leben und acht Teile Tod« geschlagen habe, so dass sie schon »zweimal gestorben« sei. Ihre denkwürdige Rede schloss sie mit dem Satz: »dass er mich im Monat ein- oder zweimal prügelt, das brauche ich.« Und damit zog sie stramm ab, wie sie gekommen war. Auch ein Christ unserer Missionsstation »im Ursprungstal« kam einmal zum Missionar und fragte ihn allen Ernstes, ob er ihm erlaube, sein Weib zu prügeln. Da ist oft guter Rat teuer, zumal innerhalb und ausserhalb der Mauern gesündigt wird und beide Teile Recht und Unrecht zugleich haben. Selbst der weise Konfucius scheint mit der chinesischen Frauenwelt seiner Zeit keine gute Erfahrung gemacht zu haben nach seinem Ausspruch: »Frauen und Sklaven sind am schwierigsten zu behandeln, denn ist man zutraulich mit ihnen, so hauen sie über die Schnur; ist man zurückhaltend, so sind sie einem gram.« Wenn ein Chinese mit jemandem von seiner Frau spricht, so sagt er nicht etwa »meine Frau sagt so und so«, sondern »mein Haus«. Sie dagegen spricht von ihm einfach als von einem dritten: er ist krank; er ist ausgegangen etc. Hat sie Kinder, so bringt sie unfehlbar eins

mit und sagt: »dem sein Vater«. Nie nennt sie ihn »mein Mann«. Ist er schon alt an Jahren, so betitelt sie ihn »mein alter Knochen« (eigentlich »Hauptknochen«). Bei den Mahlzeiten essen Männer und Frauen nicht miteinander; letztere essen gewöhnlich erst nachher mitsamt den Mädchen und zwar gewöhnlich in der dunklen Küche. Gibt man ein Festessen, so darf der Gastgeber die Tafel erst verlassen, wenn alle Gäste fertig sind; dabei wird stets der heisse Wein zum Beginn und die warme Fleischbrühe zum Schluss der Mahlzeit getrunken. Die Einladung ergeht von dem »dummen jüngeren Bruder« an den »hohen Herrn« zum »Trinken des faden Weines«. Hat man keinen Appetit, so entschuldigt man sich: »mein Magen hat sich noch nicht geöffnet.« Wem es aber schmeckt, »der isst drei Schüsseln durch nur zweimaliges Herschaufeln« oder aber »verschlingt er die vier Himmelsgegenden«.

Anstatt dich zu fragen: »wie geht es dir?« erkundigt sich der Chinese: »Hast du schon Reis gegessen?« denn er denkt sehr viel an das Essen und ein Essen ohne Reis ist ihm überhaupt kein Essen. Auch erkundigt er sich teilnehmend, ob du täglich »zwei oder drei Mahlzeiten einnimmst.« Und falls du vor dem Fragesteller gegessen, musst du demütigst bekennen: »ich bin nicht würdig zuerst« (gespeist zu haben). Auch fragt er dich, ob du dich »mit kaltem oder warmem Wasser badest,« und da du dort, wo es ja sehr heiss ist, dich mit kaltem Wasser badest, hast du ihm den zutreffenden Beweis geliefert, dass du eben doch ein »fremder Teufel« bist, denn die Chinesen waschen jeden Morgen Gesicht und Hände mit warmem Wasser, das 30—35 ° R haben muss, und baden allabendlich mit gleichgradigem Wasser.

Während wir Menschen der »westlichen Meere« bei einem Besuche und beim Grüßen den Hut abnehmen, setzt der Chinese, sobald du dich seinem Hause näherst, den Hut auf, um dich recht würdig zu empfangen; die Brille dagegen thut er herunter und sollte er auch noch so kurzsichtig sein. Und anstatt dass er dir die Hand zum Grusse reicht, schüttelt er seine eigenen Hände. Dann setzt er dich nicht etwa zu seiner Rechten, sondern auf die linke Seite, denn diese ist »in den 18 Provinzen« Chinas der Ehrenplatz, dieweil die linke Hand mehr Musse hat und nicht so viel leisten muss als die rechte. Nach diesem reicht er dir ein Tässchen Thee und bietet dir höchst liebenswürdig seine eigene gestopfte »Rauchröhre« an und ladet dich ein »Rauch zu essen«, aber nicht etwa mit einer Hand, sondern stets auf beiden Händen. Dann sagst du am besten: »ich

esse keinen Rauch.« Den Thee aber gebietet die gute Sitte anzunehmen, jedoch auch nicht ohne Formalitäten, denn du mußt artig entgegenen: »ich bins nicht würdig,« worauf der »Gastherr« dich versichert: »ganz würdig«. Und wenn du nun anhebst, mit beiden Händen nach der kleinen Schale zu greifen, so thust du es mit den Worten: »ich trinke deinen Reichtums-Thee,« oder »ich versündige mich (dadurch) gegen dich.«

Nach diesem erkundigt sich der »erlauchte Herr« nach deiner »bedeutenden Kreisstadt«, deinem »unvergleichlichen Palast«, deinem »erhabenen Zeichen« (Namen), nach der Zahl deiner »Frühlinge und Herbst«, nach deinen Vermögensverhältnissen, was deine Kleider gekostet, wie viel du jährliches Einkommen hast u. s. w. Auch wünscht er dir »aus der ganzen Fülle seiner Herzenslänge, du mögest dich in einen langlebigen, nicht alt werdenden Halbgott verwandeln«. Kurzum, er fragt dich aus in die Kreuz und Quere (nur nicht nach deiner Frau und deinen Töchtern), um sich eine möglichst genaue Einsicht in deine Personalien zu verschaffen, etwa wie es bei uns bei einem Verhör zu geschehen pflegt. Das Angenehme dabei ist nur, dass du deinem »Gastherrn« gegenüber Gleiches mit Gleichem vergelten darfst. Führt er dir aber etwa seine »Edelprinzen« vor, so thust du besser, dieselben nicht zu loben, denn sollte bald darauf einer plötzlich erkranken, so hast du ihn ganz gewiss »elend gesprochen«. Auch darfst du nicht gleich sagen, aus welcher Ursache du eigentlich gekommen bist. Selbst wenn man dich fragt: was hast du für eine »wichtige Angelegenheit?« so mußt du erst sagen: »ich habe keine Sache«. Man redet »über 3 und 4«, von »Himmel und Erde«, wiederholt das eine und andere, schwatzt sich »den Mund trocken und den Hals dürr« und erst zuallerletzt bringst du scheinbar ganz zufällig deine Sachen an den Mann. Sehr zutreffend hat man darum schon gesagt: während der Mensch seine Sprache habe, um seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, hätten viele Chinesen ihre »scharfe Zunge«, um ihres Herzens Gedanken zu verbergen.

Bei den chinesischen Büchern ist im Vergleich mit unsern Büchern vollends alles verkehrt; das Ende ist ihr Anfang und der Anfang das Ende, etwa wie bei einer hebräischen Bibel. Denn der Chinese liest nicht wie wir von links nach rechts, oder wie der Hebräer von rechts nach links, sondern von oben nach unten, da die Linien seiner Bücher nicht wagrecht, sondern senkrecht laufen. Unsere Buchstaben erkennt er überhaupt nicht als Zeichen an, sondern das sind ihm höchst wunderliche ki-li-kio-lo-Geschichten, mit

denen man unmöglich eine »grosse Lehre« zum Ausdruck bringen kann. Denn »wie kann man auch mit 24 ‚barbarischen Zeichen‘ etwas schreiben, wo ‚wir Chinesenmenschen‘ doch viele Tausende von ‚chinesischen Zeichen‘ gebrauchen, um unsere ‚grossen Lehren‘ dadurch zum Ausdruck zu bringen«, also erklärt dir ein chinesischer »Bücherleser-Mann« mit einem Selbstbewusstsein, als hätte er mit »einem Schluck den Wangho (gelben Fluss) verschlungen«. Mit solcher »Gescheidtheit« kämpft man vergeblich und man hält es lieber mit Gellert, wenn er in seinem »grünen Esel« sagt: »Dann kommt die Zeit und lehrt die Toren, sie mögen wollen oder nicht.« Bei den chinesischen Büchern schreibt man auch den Titel nicht auf die Rückseite, sondern unten hin an den Schnitt des Buches, da man die Bücher nicht der Reihe nach *aufstellt*, sondern im Büchergestell schichtenweise aufeinander *legt*. Auch werden die Blätter nicht aufgeschnitten, da man durchweg nur *eine* Seite des dünnen Blattes beschreibt. Die Wörterbücher sind nicht alphabetisch geordnet, denn dasselbe ist im »Lande der Litteratur« eine unbekannte Sache, sondern nach den 214 Grundwurzelzeichen, nach denen die Tausende und Abertausende der Zeichen zusammengesetzt sind. Will man z. B. im Wörterbuch ein unbekanntes Zeichen auffinden, so muss man zu allererst das »Kopfzeichen« herausfinden, wobei man als Hauptregel zu beachten hat — besonders bei zusammengesetzten Zeichen — dass dasselbe sich meist links befindet. Dann zählt man »die Striche und Häkchen« und findet so endlich das Gesuchte, ein Verfahren, das viel zeitraubender ist als das geschwinde Nachschlagen in unsern Lexika und Fremdwörterbüchern.

»Warum küssen sich die Menschen?« Diese Frage kommt keinem Chinesen. Denn dort küssen sich die Menschen nicht, weder der Bräutigam seine Braut, noch die Mutter ihr Kind. So etwas kommt bei den gelben Chinesen nicht vor; haben sie doch, wie jemand meinte, rotes *kalt*es Blut. Das wäre auch gar zu sehr gegen »Richtmass und Zirkel«, wie das chinesische Wort Kwui ki (abgezirkelte Sitte) wörtlich heisst, wenn man sich hierin etwas vergeben würde.

Seinen zugeklappten Schirm trägt der Chinese nicht etwa am oberen, sondern am unteren Ende. In den heissen Monaten gebrauchen sowohl Männer als Frauen den Fächer; hat man keine Hand dafür frei, so steckt man ihn in den Nacken, etwa wie das rote Täfelchen, das man einem zum Tode Verurteilten dort hineinsteckt. Jeder Chinese männlichen Geschlechts lässt sich mindestens alle 14 Tage drei Viertel seines Schädels glatt rasieren, und nur die

Haare seines Hinterkopfes lässt er stehen, wobei er sie in Form eines Zopfes, mindestens so lang wie den seiner Frau, trägt, nur dass diese ihren Zopf nicht herunterhängen lässt, sondern in ihrem silbernen Haarschmuck befestigt. Auch sein »bischen Bart« wird säuberlich abrasiert, und erst nach dem 40. Lebensjahr, wenn man »rechter Grossvater« geworden ist, lässt man einen Schnurrbart stehen.*) Beim Anblick des schönen Vollbarts eines »rothaarigen Barbaren« sind die Chinesen höchlich erstaunt, dass bei diesem das Haar in solcher Fülle nach vorne, bei der »schwarzhaarigen Nation« dagegen nach hinten hinunter wachse.

Hat sich jemand »gegen ihn versündigt«, so hat er »kein Angesicht mehr« und der »Versündiger muss ihm sein Angesicht wieder zurückgeben«. Bei den Chinesen heisst der Kompass: »Nadel die nach Süden zeigt« und nicht etwa nach Norden, wie in andern Ländern. Auch sagt der Chinese nicht: nordwest, nordost, südost, südwest; sondern: westnord, ostnord, ostsüd, westsüd. Und anstatt zu sagen: vier Sechstel, sagt er: von sechs Teilen vier.

Selbst seinen Namen dreht der Chinese um. Zuerst kommt der »hohe Geschlechtsname« und dann erst der »hochwürdige Eigenname«. Die erste Frage lautet immer: »Welches ist dein hoher Geschlechtsname?« Und dann erst als zweite Frage: »Welches ist dein hochwürdiges Zeichen?« Aus Herr Müller macht der Chinese: Müller Herr, und anstatt zu sagen: Onkel Maier, sagt er: Maier Onkel. Beim Datum schreibt er zuerst das Jahr, dann den Monat und zuletzt den Tag.

Nach dem Glauben der Chinesen wird »der Kranich tausend Jahre und die Schildkröte sogar zehntausend Jahre alt«. Sein Himmel ist nicht blau, sondern grün; er schwört »im Angesicht des azurnen Himmels«. Die Farbe der Trauer ist nicht schwarz, sondern weiss, blau und grau. Das Briefporto wird stets vom Empfänger und nicht vom Absender bezahlt, sonst könnte man Gefahr laufen, dass das »Tausend-Meilen-Pferd« (der Briefträger) den Brief gar nicht abliefern, sondern einfach wegwirft. Und die vielen Tausende, die kein »blindes Zeichen kennen«, d. h. ihre Briefe nicht selbst zu schreiben verstehen, gehen an die »drei Kreuzwege« und lassen sich dort von einem öffentlichen Briefschreiber »im Angesicht der grossen

„Rechter Grossvater“ ist man in China, wenn einem „der Himmel einen Enkel bescheert hat“, „leerer Grossvater“ dagegen, wenn man „durch des Himmels Bestimmung ein Mädchen“, oder wie ich einmal hörte, „ein Kälbchen“ als Enkelin bekommen hat.

Menge« ihren Brief schreiben, dort lässt man sich auch vor aller Welt wahrsagen. Der Leichenstein wird dem Verstorbenen immer zu Füßen gesetzt. Der Leichensager »meldet das Leben« des Verstorbenen. Die Leichenträger nennt man »die acht Halbgötter«.

Der chinesische Reiter besteigt sein Pferd nicht von der linken, sondern von der rechten Seite; der Pferd knecht geht voraus, um »den Weg zu eröffnen«. Der plumpe, schwere Sattel, der seine 30—50 Pfund wiegt, ist teurer als das Pferd, daher das Sprichwort: »ein Pferd zu kaufen ist leicht, einen Sattel dagegen schwer.« Geht der chinesische Bauer aus, sein Feld zu bestellen, so treibt er seinen »Wasserbüffel« oder seine »gelbe Kuh« leer voraus, er selbst aber hat sich mitsamt seinem »alten Weib«, Joch, Pflug und Egge aufgeladen. Jener Chinese hatte also nicht so ganz Unrecht, wenn er meinte, wir sollten uns eigentlich nicht »*Chinesenmenschen*«, sondern *Chinesenochsen* nennen von wegen unseres Lastenlebens«, weil wir unsere »Länge Leben« unsere Achseln zu Wagen machen müssen. Wer in China vom Geschlechtsnamen »Gelb« ist, betitelt seine »gelbe Kuh« »Sandkuh«, weil er nicht mit seinem »Feldschatz« den »gleichen Geschlechtsnamen« tragen will.

Der chinesische Nachtwächter schlägt in bestimmten Zeitabschnitten seine Trommel, damit die »Nachtdiebe« genau wissen, wo er sich jetzt gerade aufhält, anstatt dass er heimlich hinginge, dieselben einzufangen; desgleichen thun auch die wachhabenden Soldaten auf den vielen Wachtschiffen der chinesischen Seen und Kanäle, Ströme und Flüsse, denn dort ist »das Ergreifen der Diebe leicht, das Loslassen derselben dagegen schwer«. Man fängt sie darum lieber nicht, damit man nicht »in die schwierige Lage komme, wie nun die Herren wieder loszubekommen«.

Das Spaziergehen ist in China auch nicht Sitte. Will sich der Chinese erholen, so findet er es viel vernünftiger, »hinzusitzen bis Wurzeln wachsen«, seinen Thee zu trinken und »Rauch zu essen«, oder sich ganz bequem niederzulegen.

Wenn der chinesische Schüler seine Lektion aufsagt, so »wendet er dem Buch und Lehrer den Rücken«, anstatt Front zu machen und letzteren anzusehen. Fast jeder Chinese ist Konfucianist, Buddhist und Taoist in einer Person und bekennt sich in einem Atemzug zu diesen drei heidnischen Religionssystemen, zieht aber bald diese, bald jene vor, je nachdem es ihm rätlich erscheint in seinen »hunderterlei Nöten und tausendfach aufgetürmten Trübsalen«. In seinen

Götzentempeln stehen nicht selten die Stifter dieser »drei Lehren« in »grossem Frieden« nebeneinander.

Die empfindlichste Rache besteht darin, dass man sich in das Haus des Todfeindes begiebt oder sich vor dessen »grosse Thüre« legt und »ihm dort zum Verdrusse« das eigene Leben nimmt. »Ich sterbe dir zum Verdruss« ist deshalb eine schreckliche Drohung. Von wegen des gänzlichen Mangels an Zeitungen und Lokalblättchen zeigt man die Annoncen in Form von Plakaten an, die an den öffentlichen Gebäuden und Plätzen angeklebt werden. Dort liest man auch die Rechenschaftsberichte über die Höhe der milden Beiträge zu Götzentempel-Bauten, Theater-Vorstellungen, »Armen-Teufelsfeste«, Brückenbauten, Wegreparaturen und anderes. An jeder besseren Brücke ist eine Tafel in einen Stein eingelassen, auf welcher die Beiträge jedes der »grossen Herren« für ewige Zeiten eingegraben sind, hart neben dem kleinen Tempelchen des Brückengeistes. Auf diese Weise werden auch Dankesadressen veröffentlicht, kaiserliche Erlasse bekannt gemacht, die Befehle der Mandarine ausgegeben mit dem stets wiederkehrenden Refrain: »jeder gehorche mit Zittern; keiner erzeige sich widerspenstig!« Ein ungerechter Mandarin, ein hartherziger Bürger findet eines schönen Morgens ein Plakat an seinem Hause, auf welchem der ungenannte Verfasser ihm derb die Wahrheit sagt, meist in Knittelversen. Und wer so arm ist, dass er die Druckkosten zu einem solchen Pamphlet nicht erschwingen kann, der setzt sich ganz ungeniert tagelang vor das Haus seines Bedrängers und teilt jedem Vorübergehenden haarklein seinen Jammer mit. Wer seinem Feind einen anonymen Schmähbrief schickt, der nimmt noch zwei bis drei »Herzensfreunde« dazu und so wird jedes Zeichen von drei bis vier Händen geschrieben, damit der also Geschmähte die Handschrift nicht herausmerkt. Die »Himmelsfuss« oder »Nicht binden Fuss-Gesellschaft«, die sich vor noch nicht langer Zeit gebildet hat, verfasste ein Lied, worin das Fussbinden der vornehmen Mädchen gegeisselt wird. Um nun dasselbe unter die Massen zu bringen, wurden die blinden Bettler scharenweise zusammengetrieben und ihnen das Lied eingepaukt. Und nun durchziehen sie die chinesischen Städte und Märkte und singen im hohen Fistelton ihren Singsang herunter. Die grosse Menge aber bleibt stehen, sperrt Maul und Augen auf, spitzt die Ohren, lacht dazu, singt das Lied bald nach und der Zweck ist erreicht.

Die Aushängeschilder der chinesischen Kaufläden und Apotheken, Theehäuser und Nachtherbergen sind nicht etwa oben querüber an-

gebracht, sondern hängen herunter fast bis auf den Boden, tragen auch nicht den Namen eines Eigentümers, sondern sind ein Ausbund chinesischer Phraseologie. Die Sparren der Häuser werden quer gelegt, die Dachlatten dagegen nach der Längsseite. Die »grossen Gassen« der meisten chinesischen Städte sind so eng, dass, wenn man nach oben blickt, man kaum den Himmel sieht; zudem hängen oben herüber die ohne Seife gewaschenen Kleider an den Trockenstangen, sodass man keinen »grünen Himmel« mehr erblickt.

Schuldet dir jemand Geld, so wäre es höchst unhöflich, denselben etwa bei einer zufälligen Begegnung um Rückzahlung zu bitten. Die feinste Form ist, ihn zu ersuchen, dir ebenfalls eine Geldsumme zu leihen. Ueberhaupt scheinen Schulden einen Chinesen nicht zu drücken. Selbst wenn er bares Geld hat, treibt er lieber einen »kleinen Handel« damit um, oder leiht es zu 30 % aus und stirbt wohl gar, ehe er seine »alten Schulden« bereinigt. So habe man einmal einen Chinesen kurz vor seinem Ende gefragt, ob er noch einen »letzten Willen« kund zu geben habe. Darauf habe er gehaucht: »ich schulde meinem Nachbar ‚Bär‘ noch 10 Mark und er glaubt, dass er dieselben nicht mehr bekomme, was ich auch glaube,« und — dann sei er »starr geworden«.

Wenn ein Vorgesetzter mit einem Chinesen spricht, so wäre es sehr unschicklich, demselben immer ins Gesicht zu schauen; man sieht ihm auf den Kragen, auf die Kniee oder gar auf die Füße. Kein Diener darf vor seinem Herrn mit dem »Haarzopf« um Kopf oder Hals gewunden erscheinen, so wenig als vor dem Mandarin oder Götzen. Der Zopf muss in seiner ganzen Pracht herunterhängen, und wenn sein Träger stolz einerspaziert, so gerät jener in Schwingungen wie der Pendel einer Uhr. Gerät der Chinese plötzlich in Aufwallung und hat gerade nichts bei der Hand, so greift er flugs nach seinem Zopf und schlägt damit nach seinem Hund oder »Hundekind« (Sohn). Schickt man dir ein Geschenk, so würdest du »gar kein bischen Sitte haben«, falls du alles behieltest; du darfst dir nur einiges herausuchen und dann das Uebrige dem Geber mit einer Gegengabe zurückschicken.

In Europa lassen die Kinder Papierdrachen fliegen, in China dagegen vertreiben sich Jünglinge und Männer die Zeit damit und die Kinder spielen die Zuschauer.

Erkrankt der »Edelsteinleib« des chinesischen Kaisers, so wird seinen Leibärzten das Gehalt entzogen, bis sie den »jüngeren Bruder von Sonne und Mond« wieder gesund kuriert haben. Stirbt dein

Vater, so musst du vermelden, dass »ihn leider die Todeskrankheit von wegen *deiner* schweren Sünden getroffen« und du musst dich als »ungeratensten, pietätslosesten Sohn unter dem Himmel bekennen,« selbst wenn das gerade Gegenteil der Fall ist.

Man ersieht hieraus, wie es auch von China — und zwar da in besonderem Masse — gilt: »andere Länder, andere Sitten«. Damit hat aber auch der Missionar, wenn er dort Eingang finden will, zu rechnen, und er muss sich in die so seltsame Denkungsart und Anschauungsweise jenes alten Kulturvolkes hineinzuleben verstehen, so dass er bis auf einen gewissen Grad den Chinesen ein Chinese wird. Denn nur so wird er mit seiner Botschaft zum Herzen derselben gelangen.



Bericht

über die Thätigkeit

der

ostschweizerischen geographisch - commerciellen Gesellschaft

in St. Gallen

während des Zeitraums vom 31. März 1898 bis zum 18. Februar 1899.



An Stelle des verhinderten Vizepräsidenten, Hrn. Konsul *O. Dürler*, hat der Unterzeichnete nachträglich die Aufgabe erhalten, über das verflossene Gesellschaftsjahr Bericht zu erstatten.

Bedeutende Vorkommnisse innerhalb des Geschäftsrayons sind nicht zu registrieren. Das Jahr nahm den gewohnten ruhigen Verlauf. Dass der Hinschied des Präsidenten einige Störung verursachte, wird niemand befremden. Gleichwohl wurden die *Monatsversammlungen* regelmässig abgehalten. Ein Verzeichnis der Vortragenden und der behandelten Gegenstände dürfte von Interesse sein:

31. März 1898	Dr. <i>W. Götzinger</i>	über „Neuere Kartenwerke“.
29. April	Dr. <i>Hermann Meyer</i> aus Leipzig	„ „Meine Reisen in Zentralbrasilien.“
11. Okt.	<i>J. U. Früh</i>	„ „Entstehung und Bau des schweiz. Jura.“
17. Nov.	<i>C. Stolz</i>	„ „Vasco da Gama.“
13. Dez.	<i>J. Anderegg</i>	„ „Geschichte der Entdeckung und ersten Erforschung Russlands, I.“
19. Jan. 1899	<i>G. Metzger</i>	„ „Der Congostaat und die Congo-bahn.“

Ein grösseres Publikum fand Herr Dr. H. Meyer, welcher die Vorbereitungen zu seiner Forschungsreise, diese selbst und die unbekanntenen Gebiete und Stämme Zentralbrasiliens anschaulich schilderte, unterstützt von einer grossen Zahl Skioptikonbilder. Auch Herr Metzger erfreute sich einer ansehnlichen Zuhörerschaft, als er in zwangloser Art über die Eindrücke sprach, die er in einem mehrjährigen Aufenthalt im Congostaat von Land und Leuten, Handel und Verkehr in sich aufgenommen hatte. Ethnographische Objekte und Naturgegenstände veranschaulichten seine Mitteilungen und an Hand der überaus zahlreichen und wohl gelungenen Projektionsbilder konnte der Hörer die ganze Reise mit all ihren interessanten Zwischenstationen nacherleben.

Die Traktanden wurden in acht *Kommissionssitzungen* erledigt. Ein nicht unerhebliches Geschäft bildete die Gewinnung von Vortragenden für die Monatsversammlungen. Die Verhandlungen mit Herrn Kaiser in Arbon, der uns seine Reise in Ostafrika vorzuführen versprochen hatte, zerschlugen sich leider, doch löste er seine Zusage in der Weise ein, dass er im I. Heft der „Mitteilungen“ von 1898 einen grösseren, auf Autopsie beruhenden Aufsatz über die ostafrikanischen Völker publizierte. — Mit einigem Bedenken wurde ein Projektionsapparat (Skioptikon), anzuschaffen beschlossen, auf dessen Erwerbung namentlich der Präsident noch Wert gelegt hatte. Zur Verwendung gelangte er bei den Vorträgen Meyer und Metzger (s. oben) und funktionierte vorzüglich. — Viel zu reden gaben die Sammlungen (s. darüber unten). — Die Erstellung einer auf der Höhe der wissenschaftlichen und technischen Fortschritte stehenden Verkehrs- und Exkursionskarte, einen Teil von St. Gallen und das ganze Appenzell umfassend, welche Herr Prof. Dr. Becker in Zürich proponierte, begrüßte die Kommission, wenn sie auch nicht ein bindendes Versprechen finanzieller Mithilfe zu geben im Falle war. Grösseres Interesse schienen ihr der Alpenklub, der Verkehrsverein und die Gasthausbesitzer daran zu haben. Wir beschickten immerhin die Konferenzen und wünschten mit Erfolg, dass, entgegen dem ursprünglichen Plan, auch noch das Toggenburg Aufnahme fände. Es steht zu hoffen, dass das Projekt im Laufe dieses Jahres realisiert werde. — Das Traktandum „Handbuch“, das sich nachgerade zur Seeschlange ausgewachsen hat, ist endlich zu einem befriedigenden vorläufigen Abschluss gelangt. Die Herren Prof. Dr. Früh in Zürich und Lugeon in Lausanne teilen sich in die Arbeit, doch so, dass dem ersteren die Gesamtleitung zukommt. Ein von uns eingebrachter Antrag auf Niedersetzung einer Handbuchkommission wurde verworfen. Nachdem der Vorort Genf in dieser Sache mit einer grossen Bedächtigkeit vorgegangen ist, liegt es nunmehr seinem Nachfolger Zürich ob, sie an den Bundesrat weiter zu leiten. — Was die Beziehungen zu den Schwestersektionen betrifft, wohnte ein Delegierter von St. Gallen im Mai 1898 dem 25jährigen Jubiläum der Berner geogr. Gesellschaft bei, ein anderer im September der Delegiertenversammlung des Verbandes in Genf. Zürich durften wir zur Fusion der geographischen und ethnographischen Gesellschaft beglückwünschen, bis zu deren Vollziehung Genf etwas länger als statutengemäss die Vorortsstelle beizubehalten ersucht worden war.

Aus dem Bericht des *Konservators* der ethnographischen Sammlung, Prof. A. Frey, sei hervorgehoben, das sich eine Subkommission mit der Frage befasste, wie die Objekte besser ausgestellt, bzw. die Gestelle der Glaskasten zweckmässig umgeändert werden könnten. Nachher sollte als zweite

Aufgabe die nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführte Neuordnung der Sammlung folgen. Was die erste Angelegenheit betrifft, erwies sie sich schwieriger und kostspieliger, als man geglaubt hatte, sodass die Ausführung einstweilen verschoben werden musste. Es war gut so, denn zu Anfang des laufenden Berichtsjahrs überraschte uns ein Lokalwechsel, der die ganze Arbeit vielleicht nutzlos gemacht hätte. — Inzwischen musste sich der Konservator damit begnügen, verlorene Etiquetten zu ersetzen oder undeutliche zu präzisieren, ein Geschäft, das aus Mangel an Anhaltspunkten ziemlich mühselig war. — Als Erwerbung können 12 Objekte notiert werden. — 11 davon sind silberne Schmucksachen (Spangen, Gehänge, Gurtschliesse etc.) von Bauern und Beduinen aus der Gegend von Damaskus. Nr. 12 ist eine aus Arabien stammende zwei verschlungene Menschen darstellende Mandragora oder Alraune, eine Wurzel, welche im Volksglauben des Morgen- und Abendlandes eine grosse Rolle spielt. Es war ein Gelegenheitskauf von dem auf Besuch weilenden Thurgauer Hrn. Joh. Schneider, zur Zeit Transportchef der Bahn Jafa-Jerusalem, vorher beim Bau der Linie Damaskus-Hauran beschäftigt. Der geforderte und bezahlte Preis von Fr. 60 darf sehr bescheiden genannt werden. — Geschenkt wurden uns von der jüngst verstorbenen Witwe Rey-Tinner in Niederuzwil einige ethnographische und naturgeschichtliche Gegenstände von Sumatra (Deli), die aus der Hinterlassenschaft ihres dort erkrankten Sohnes herrühren. Ein unbekannter Geber überliess uns das grosse Modell einer wahrscheinlich ostasiatischen hübschen Eingebornenhütte. Beide Schenkungen seien auch hier bestens verdankt und zur Nachahmung empfohlen.

Der *Bibliothekar*, Herr *J. U. Früh*, erwähnt u. a. in seinem Bericht, dass 72 Mitglieder die Mappe halten, d. h. $\frac{1}{3}$ des Gesamtbestands. 46 davon wohnen in der Stadt, 26 auf dem Land. Ueber die Zirkulation und den Zustand der zurückgestellten Schriften äussert er sich günstig. Die Literatur bestand auch in diesem Jahre vorwiegend aus Zeitschriften und Tauschpublikationen. Wegen geringer Nachfrage hätte es keinen Zweck gehabt, grössere Werke anzuschaffen. Kartensammlung und Bibliothek verzeichnen abermals einige dankenswerte Vergabungen.

Nachdem der Unterzeichnete, der vier Jahre die „*Mitteilungen*“ redigiert hatte, von dieser Stelle zurückgetreten war, liess sich Herr *C. Stolz* zum Nachfolger bewegen. Die bisher erschienenen Hefte legen von seinem Fleiss und Eifer Zeugnis ab.

Die Veränderungen im *Gesellschaftsbestand* waren nicht bedeutend. Immerhin sind einige Austritte und Todesfälle ein Verlust für uns und Ersatz würde sehr begrüsst.

Auch dieses Jahr erhielten wir von verschiedenen Behörden und Korporationen aner kennenswerte *Unterstützungen*. Die Quoten befinden sich auf der beigedruckten Rechnung.

Manchem Wechsel war die *Kommission* unterworfen, nachdem sie im alten Bestand das Berichtsjahr angetreten hatte. Mit dem Präsidenten, Herrn Prof. K. C. Amrein, gaben wir uns der Hoffnung hin, er werde nach dem Rücktritt von seinem Lehramt auch als kranker Mann seine Musse und Erfahrung in den Dienst der Gesellschaft stellen. Noch nahm er an den ersten zwei Sitzungen teil, dann aber verschlimmerte sich sein Zustand wieder, bis ihn am 15. September der Tod von seinen Leiden erlöste. Was er für die Gesell-

schaft gewesen, ist in dem kurzen Nekrolog des letzten Heftes hervorgehoben worden. Wir empfanden seinen Hinschied als grossen Verlust. Diesem Gefühl, wie auch der Dankbarkeit für seine Leistungen, haben wir der hinterlassenen Familie gegenüber geziemend Ausdruck gegeben. Die Geschäfte führte nach kurzem Unterbruch Herr Vizepräsident Dürler bis zur ordentlichen Hauptversammlung interimistisch weiter. Noch unter dem Vorsitz von Herrn Amrein ergänzte, bezw. erweiterte sich die Kommission durch Aufnahme der Herren Prof. Dr. *Büttler*, Nachfolger des Herrn Amrein an der Kantonsschule St Gallen, *C. Stolz*, Buchhändler, und *Viktor Zollikofer*, Kaufmann. Der letztere musste freilich nach kurzer Frist wegen Abreise nach Rangun das Mandat niederlegen. Er wurde statt dessen zum korrespondierenden Mitglied ernannt. Die Lücke füllte Herr Dr. *Werder*, Chemiker, aus. Im Juli trat Herr *J. O. Zollikofer* wegen starker Inanspruchnahme durch sein Geschäft von dem Posten eines Konservators der ethnographischen Sammlung zurück und wurde durch den Berichterstatter ersetzt (s. oben). Im Herbst siedelte Herr Dr. *W. Götzinger*, der vieljährige fleissige Sekretär, einer Wahl ins Technikum folgend, nach Winterthur über. Sein Amt liess sich gefälligerweise Herr Dr. *Büttler* übernehmen.

Schliesslich sei noch bemerkt, das der wohlwollende *Rechnungsbericht*, verfasst von Herrn Buchhändler *Köppel*, in den üblichen Anträgen gipfelt, es möchte die Rechnung genehmigt und der Kommission ihre Bemühung verdankt werden. In der Hauptversammlung vom 18. Februar dieses Jahres, die im übrigen nicht mehr in den Rahmen des vorliegenden Berichtes fällt, wurden diese Anträge zum Beschluss erhoben.

St. Gallen, den 4. August 1899.

A. Frei, Prof.,

Präsident des laufenden Berichtsjahres.

Rechnung der Ostschweiz. Geograph.-Commerc. Gesellschaft in St. Gallen.

Einnahmen.

per 31. Dezember 1898.

Ausgaben.

	Fr.	Cts.	Fr.	Cts.		Fr.	Cts.	Fr.	Cts.
Kassa-Saldo von 1897 . . . . .	.	.	91	68	Geographische Mitteilungen				
Guthaben bei der Kreditanstalt . . . . .	.	.	136	85	Heft I	334	90		
<i>Jahresbeiträge:</i>					" II	163	25	498	15
Regierung von St. Gallen	300	—			Lesemappen, Zeitungen . . . . .	.	.	627	23
" " Zürich	100	—			Gehalte: Bibliothekar und Pedell . . . . .	.	.	420	—
" " Thurgau	—	—			Vorträge . . . . .	.	.	188	35
(Fr. 100 in 97 verrechnet)					Buchbinder . . . . .	.	.	125	40
1 Mitglied	50	—			Sammlungen . . . . .	.	.	310	75
1 "	40	—			Drucksachen . . . . .	.	.	110	40
4 Mitglieder à 20	80	—			Sekretariat, Schreibereien etc. . . . .	.	.	104	23
200 " à 10	2000	—			Delegationen, Handbuch etc. . . . .	.	.	241	20
1 Mitglied per 1899/1900	20	—	2590	—	Verschiedenes . . . . .	.	.	117	—
Kaufm. Direktorium St. Gallen	300	—			<i>Neuanschaffung:</i>				
Verwaltungsrat der Stadt St. Gallen	250	—	550	—	Skioptikon . . . . .	.	.	370	75
<i>Ausserordentlicher Beitrag</i>					Guthaben bei der Kreditanstalt	261	50		
von Herrn Rud. Meyer sel. testiert . . . . .	.	.	100	—	Bar in Kassa	156	72	418	22
<i>Erlöse:</i>									
1 China Matting	30	—							
Briefmarken zurückvergütet	8	50							
Zins Kreditanstalt	24	65	63	15					
			<u>3531</u>	<u>68</u>				<u>3531</u>	<u>68</u>

St. Gallen, im Februar 1899.

Der Kassier:
H. Pfeiffer-Wild.